

Prof. Dr. Franz Josef Krafeld

ZEBB

Zentrum für soziale Beratung und Bildung

im Fachbereich Sozialwesen
der Hochschule Bremen

Neustadtswall 30
D 28199 Bremen
Tel. 0421 / 5905 – 3777
Priv. 0421 / 891284
Fax 0421 / 5905 - 2753
krafeld@fbsw.hs-bremen.de
www.hs-bremen.de/Deutsch/
Seiten.asp?SeitenID=1271

30. Mai 2005

Lebensweltorientierte

Förderung beruflicher Integration

- Grundlagen und Ansätze

*Zwar können wir, die Erwachsenengesellschaft,
ihnen keine Arbeitsplätze garantieren
(schon gar nicht in ihrem Ausbildungsberuf),
aber wir erwarten dennoch eine hohe Bildungsmotivation von ihnen.*

*Zwar müssen die Jugendlichen damit rechnen,
dass sie häufiger ihren Wohnort wechseln müssen,
aber dennoch sollen sie konstante soziale Beziehungen aufbauen,
um entsprechende Kompetenzen zu erwerben.*

*Zwar weiß keiner so recht, wie im Zeitalter von Globalisierung
und der Flexibilisierung der eigenen Biographie
die Zukunft einmal aussehen wird,
aber heute sollen sich die Jugendlichen
schon einmal optimal darauf vorbereiten.*

(Arthur Fischer am 30.9.1999 in der Frankfurter Rundschau)

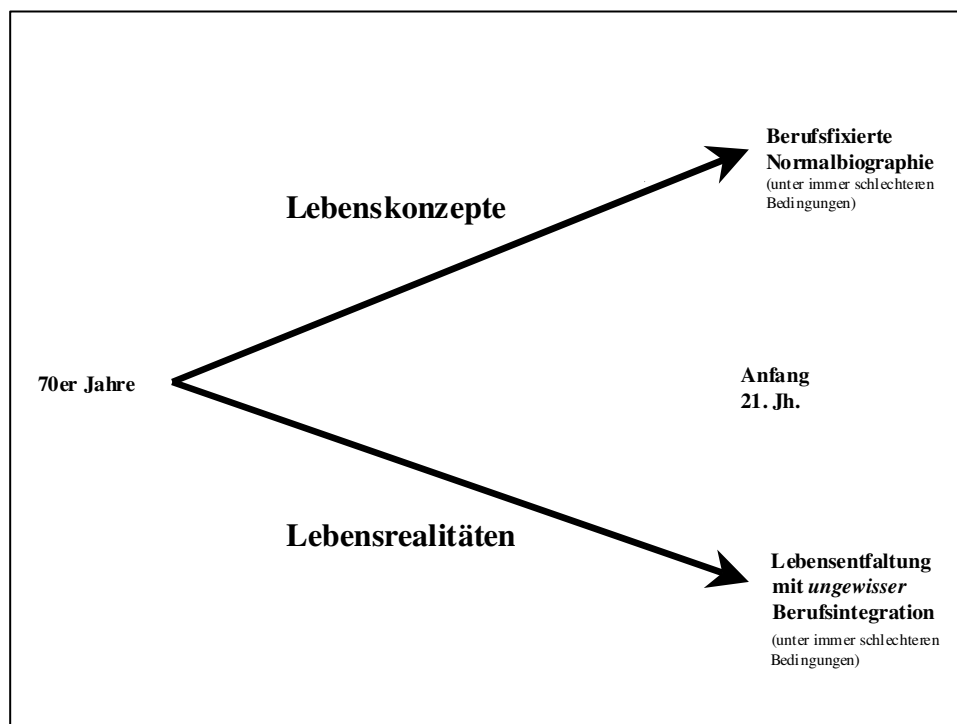
Einleitung:

Dass heute junge Menschen immer mehr Schwierigkeiten haben, im Erwerbsleben Fuß zu fassen - vor allem auch stabil und dauerhaft - dass muss ich nicht näher erläutern. Das ist allgemein bekannt und wohl auch unstrittig. Strittig ist das Warum? Und strittig ist erst recht, was tatsächlich geeignet ist, diese Schwierigkeiten abzubauen. Und was in pädagogischen Handlungsfeldern dazu beigetragen werden kann.

Meine zentrale These ist, dass Schule und Jugendhilfe, genau so wie die Sozialpolitik und die Arbeitsmarktpolitik, fast durchweg noch auf eine Vorstellung von der Arbeitswelt aufbauen, die es so längst nicht mehr gibt. Diese These will ich eingangs kurz erläutern. Im Hauptteil meines Referates wird es dann aber darum gehen, was das für Folgen für junge Menschen hat. Und dabei wird mich immer die praxisbezogene Frage leiten, wie denn junge Menschen unter den heutigen Bedingungen besser und effektiver gefördert werden könnten. Und das kann nur heißen: sie möglichst fit zu machen für ein Leben in so ungewissen Zeiten wie diesen gegenwärtigen, für ein Leben also, in dem Arbeit zwar nach wie vor ungemein wichtig, aber deren Erreichbarkeit leider längst nicht mehr selbstverständlich ist. Da braucht es Alternativen zur bislang gängigen berufsfixierten Förderung junger Menschen, die allenfalls denen etwas bringt, die tatsächlich dann doch noch stabil und dauerhaft ins Erwerbsleben integriert werden - und auch bleiben. Entsprechend werde ich in meinem dritten Teil - und dann anschließend noch näher in der Arbeitsgruppe - Ansätze und Möglichkeiten lebensweltintegrierter Förderung beruflicher Integration aufzeigen.

1. Wachsende Schere zwischen Lebenskonzepten und Lebensrealitäten

In unserer Gesellschaft gilt bis heute als Leitvorstellung, dass *prinzipiell* berufliche Integration für alle jungen Menschen erreichbar und dauerhaft zu sichern sei. Und wer es dann doch nicht schafft, so folgt daraus umgekehrt, der oder die zeige erhebliche Defizite oder bemühe sich nicht genügend.



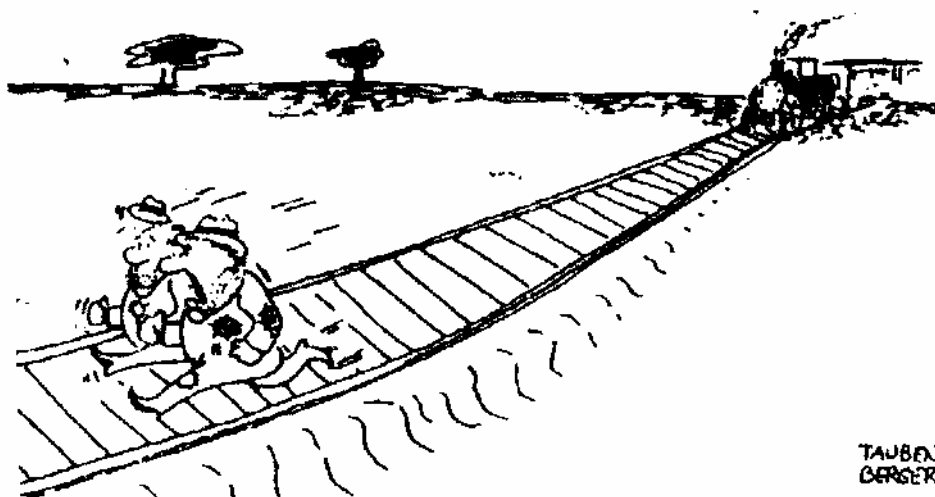
So wird letztlich den jungen Menschen angelastet und als Problem aufgebürdet, dass zwischen der tatsächlichen *Lebensrealität* junger Menschen und den in unserer Gesellschaft herrschenden und richtungweisenden *Lebenskonzepten*, eine immer weitere Kluft entsteht. Die *Vorstellungen* von geeigneten Wegen in die Erwachsenenwelt, seien es die Vorstellungen der Politik, der Pädagogik, der Eltern oder auch der Jugendlichen selbst, sind immer weniger kompatibel mit der *Lebensrealität*, in der junge Menschen ihren Weg finden müssen.

Arbeit gilt nach wie vor als unerlässlich, um im Leben zurecht zu kommen. Da sind sich Bildung und Erziehung, Arbeitsmarkt- oder Sozialpolitik, öffentliche Meinung und Medien einig. Und die von Desintegrationsrisiken bedrohten Jugendlichen auch! Sonst würden sie nicht so häufig selbst die schäblichsten und riskantesten Jobangebote zu ihrem Traumberuf umdefinieren.

Auf der einen Seite also gilt Erwerbsarbeit in unserer Gesellschaft nach wie vor als selbstverständliche und als schier unersetzliche Grundlage dafür, im Leben Fuß zu fassen und aus dem eigenen Leben etwas zu machen. Und auf der anderen Seite ist genau *dieser* Weg tagtäglich Millionen Menschen versperrt, jenen Millionen, die offen oder verdeckt arbeitslos sind und die fast alle lieber heute als morgen einen Job hätten. Wann das aber tatsächlich passiert, ob morgen schon oder vielleicht erst in ganz ferner Zukunft, das wissen sie nicht, das ist für sie kaum kalkulierbar und letztlich auch nicht entscheidend beeinflussbar. Die Realität zwingt sie also, mit einer Lebenslage zurechtzukommen zu müssen, in der genau das fehlt, ohne das es angeblich gar nicht geht. Und sie stehen vor der schwierigen Aufgabe, solch eine Lebenssituation ohne Integration in die Arbeitswelt auch noch möglichst „unbeschädigt“ zu überstehen – so eine sehr schön treffende Formulierung von Alheit und Glaß (Alheit/Glaß 1986). Und das wird ihnen verdammt schwer gemacht. Denn alle Welt predigt ihnen, welche Belastungen mit Arbeitslosigkeit drohen, materielle, psychische, soziale und gesundheitliche. Eine unübersehbare Fülle an Untersuchungen weist die schlimmen Belastungen durch Arbeitslosigkeit nach. Wie aber Menschen versuchen, dass ihnen das nicht passiert, dass sie möglichst unbeschädigt Phasen der Arbeitslosigkeit überstehen, das hat Forschung bis heute nicht interessiert. Solche Erfahrungen werden nicht erhoben und weitervermittelt, Da muss jeder wieder von vorne anfangen –begleitet nur von all jenen Warnungen, wie das aber *nicht* probiert werden dürfe. Neben jener riesigen Belastungsforschung fehlt es bis heute ungeheuer an Ansätzen zu einer Bewältigungsforschung, die sich für Menschen als *Subjekte* der Bewältigung auch schwieriger Lebensphasen interessiert. Die grundlegenden Unterschiede zwischen der gängigen *Belastungsforschung* und einer noch kaum in ersten Ansätzen entwickelten *Bewältigungsforschung* zur Arbeitslosigkeit lassen sich kurz so zusammenfassen:

<u>Belastungsforschung</u>	<u>Bewältigungsforschung</u>
fragt nach <i>Belastungen</i> durch Arbeitslosigkeit	fragt nach <i>Bewältigung</i> von Arbeitslosigkeit
sieht Arbeitslose als <i>Objekte</i> , als <i>Betroffene</i>	sieht Arbeitslose als <i>Subjekte</i> , als <i>Handelnde</i>
skandalisiert relativ handlungs-ohnmächtig gesellschaftliche Verhältnisse	Erschließt Handlungsoptionen und fördert Handlungsfähigkeiten
sieht (Wieder-)beschäftigung als Voraussetzung(!), als Anfangspunkt von Veränderungen	Hält jede Situation jederzeit für gestaltbar und veränderbar
hofft/zielt auf langfristige gesellschaftliche Änderungen	Will gleichzeitig das, was jetzt drückt, jetzt angehen
fördert Resignation und Ohnmachtsgefühle	Fördert Selbstbewusstsein und eigene Stärkung (auch in Krisen)
Ergebnisse gehören zum allgemeinen Wissen	Ist öffentlich überhaupt kein Thema

Das, was unsere Gesellschaft jungen Menschen zur Bewältigung des Übergangs von der Schule in das Erwerbsleben anbietet, das bewegt sich letztlich noch immer innerhalb der Muster der Vollbeschäftigungsgesellschaft. Es werden zwar immer mehr und immer zahlreichere zusätzliche Angebote der Förderung und Unterstützung gemacht, aber die *Richtung* wird nicht geändert - allenfalls die *Legitimationsmuster* für diese Richtung. Der gesellschaftliche Umgang mit den wachsenden Problemen einer Arbeitsgesellschaft ohne Arbeit für alle verläuft nach wie vor ungefähr so:



TAUBEN
BERGER

Parallel zur Entwicklung der Arbeitslosenzahlen wuchs seit 1974 praktisch genauso schnell die Zahl der jungen Menschen, die als benachteiligt, als lernbehindert oder nicht berufsreif definiert werden. Und wurde Erfolg in der Jugendberufshilfe lange an den Vermittlungsquoten in den *ersten* Arbeitsmarkt gemessen, so wollen einem die heutigen Statistiken inzwischen weis machen, dass jedes Abschieben in eine neue Warteschleife genauso ein Erfolg sei.

Die Konsequenz aus all dem ist: die Jugendlichen werden letztlich in ganz hohem Maße allein gelassen mit dem Problem, wie sie es trotz eines längst nicht mehr ausreichend aufnahmefähigen Arbeitsmarktes schaffen können, möglichst viel aus sich und ihrem Leben zu machen - und wie sie dabei Phasen der Orientierungsschwierigkeit und der Desintegration möglichst unbeschädigt überstehen können.

„Es gibt neuerdings Leute, die anderen Menschen beibringen wollen, wie sie mit Krankheiten besser leben können. Dabei zeigen alle empirischen Studien, dass der ganz überwiegende Teil der Bevölkerung gesund sein will. Krankheit ist für sie keine Alternative. Sie wollen gesund sein und gesund bleiben. Und die Bedeutung des Wertes „Gesundheit“ wächst mit zunehmendem Alter sogar.“

In diesem Text wurde im Wesentlichen nur der Begriff „Arbeitslosigkeit“ durch „Krankheit“ ersetzt und der Begriff „Arbeit“ durch „Gesundheit“, um so die Absurdität vieler Diskussionen um Arbeitslosigkeit vor Augen zu führen. Die Aussage stammt von Thomas Gericke vom Deutschen Jugendinstitut, ist aber typisch und gibt eine weithin herrschende Auffassung wieder. (Thomas Gericke in: Durchblick, H.4/1999, S.3).

An all dem werden auch die Hartz-Reformen nichts ändern. Deren Prinzip des Förderns und Forderns läuft vielmehr letztlich darauf hinaus, nicht den beschriebenen Schereneffekt zu überwinden, sondern den einzelnen Betroffenen immer größere Spagaten abzufordern zur individuellen Bewältigung dieses Schereneffekts. Und wer das nicht schafft, ist selbst Schuld. Und deren Zahl wird weiter steigen, und deren dann angeblich selbst verschuldete Verarmung auch. Und gleichzeitig werden diese Menschen immer schärferen Zwangsdisziplinierungen einer aktivierenden Arbeitsmarktpolitik unterworfen. Mit einer Förderung der Entwicklung junger Menschen, etwa in dem Sinne, wie sie das KJHG in seinem §1 formuliert, hat das nichts zu tun. Vielmehr läuft das "Fordern" - vor allem in besonders belasteten Regionen - immer häufiger und immer unübersehbarer darauf hinaus, letztlich sogar eher das Gegenteil dessen zu bewirken, was als "Fördern" im Sinne Sozialer Arbeit verstanden werden könnte - nicht zuletzt, weil es sich an dem Leitbild einer Gesellschaft festklammert, die es, wie gesagt,

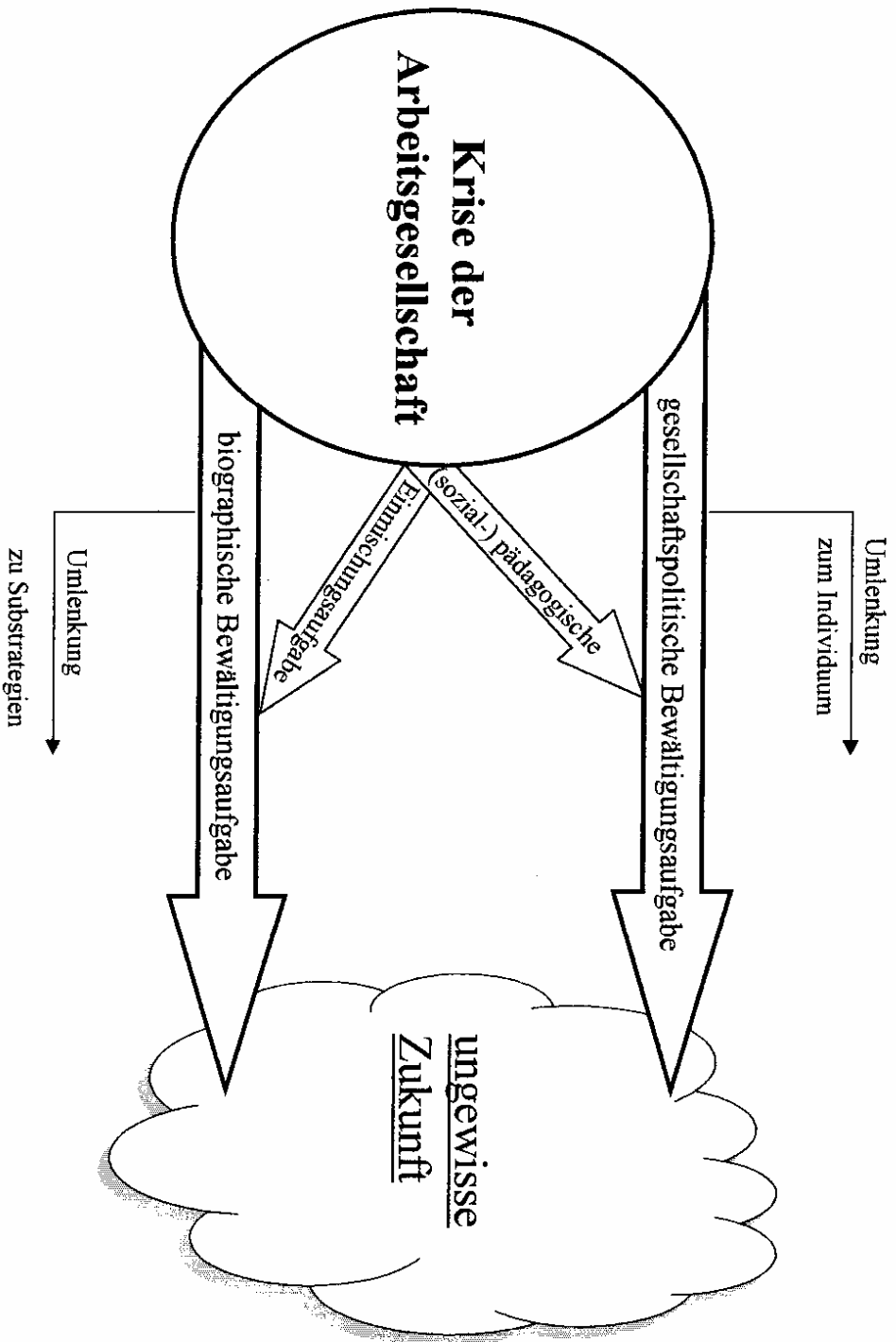
so längst nicht mehr gibt - und das daher auch nicht mehr reelle Chancen transportiert - geschweige denn, stabile Wege ins Leben.

Die Folgen davon sind vielfältig. Ich will hier nur einen, oft zu wenig beachteten Aspekt herausgreifen: Für viele männliche Jugendliche bringt die kurz beschriebene Schere nicht zuletzt auch immense Unsicherheiten und Risiken mit sich, den Weg zum Mann-Werden zu schaffen. Denn ihnen selbst und anderen in unserer Gesellschaft gilt nur der als Mann, als richtiger Mann, der was ist, nämlich beruflich ist - und der davon zu gegebener Zeit auch eine Familie ernähren kann. Denn das männliche Biographiekonzept sieht nichts anderes vor für angehende junge Männer als diesen einen und einzigen Weg zu gesellschaftlicher Zugehörigkeit, Integration und Anerkennung als Mann. Und genau dieser Weg wird immer unsicherer, für wachsende Anteile männlicher Jugend immer schwerer erreichbar - mit vielfältigen Folgen. Graphisch lassen sich die unterschiedlichen Lebenskonzepte von angehenden Männer und angehenden Frauen, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann (vgl. dazu ausführlich: Krafeld 2003; Krafeld 2001 und Krafeld 2000, S.136-151), so darstellen

2. Gesellschaftliche und biographische Bewältigungsaufgaben

Wir stehen heute in einer Situation, die sich zusammenfassend so darstellen lässt:

Seit Jahrzehnten befinden wir uns mitten in einer Krise der Arbeitsgesellschaft, jedenfalls in dem Sinne, dass die leitbildstiftende Vollbeschäftigungsgesellschaft der Vergangenheit angehört und die Zukunft in vielerlei Hinsicht sehr unübersichtlich ist. Daraus ergibt sich eine doppelte Bewältigungsaufgabe, einmal eine gesellschaftspolitische für die ganze Gesellschaft – und zum zweiten eine biographische Bewältigungsaufgabe für die von der Krise Betroffenen oder Bedrohten. Diese biographische Bewältigungsaufgabe stellt sich nicht nur gegenwärtig Arbeitslosen, sondern sie stellt sich letztlich allen, die sich darauf einstellen müssen oder die Angst davor haben, früher oder später auch einmal arbeitslos zu werden. Das sind also fast alle, jedenfalls fast alle jüngeren Menschen.



Hinsichtlich beider Bewältigungsaufgaben, der gesellschaftspolitischen wie der biographischen, sind wir in unserer Gesellschaft noch sehr weit davon entfernt, über erfolgversprechende Bewältigungskonzepte zu verfügen. Doch darauf kann man nicht warten, der einzelne nicht und die Gesellschaft nicht. Beides fördert allerdings Versuche, die Bewältigungsaufgabe umzulenken, dem eigentlichen Problem also auszuweichen. Gesellschaftlich hat es sich seit jeher durchgesetzt, gesellschaftlich bedingte Arbeitslosigkeit den Betroffenen anzulasten und bei ihnen all jene Probleme und Defizite auszumachen, die einer Bewältigung angeblich im Wege stehen.

Und bei den einzelnen Betroffenen können wir ein ganzes Spektrum von Substrategien der Lebensbewältigung jenseits von Integration in den Arbeitsmarkt beobachten: Sie kennen sicherlich alle jenes diffuse Spektrum von sporadischem Jobben, von Besorgen oder Handeln, von Mal-mit-Anpacken oder Schwarzarbeiten. Sie kennen sicherlich alle jene Haltungen, dass man als Loser doch nichts davon habe, wenn man sich anstrengt oder wenn man was lernt. Oder Sie kennen bei jungen Frauen die geradezu epidemischen Schwangerschaftshäufungen kurz vor Ende vieler berufsfördernder Maßnahmen. Oder das Aufgehen in jugendkulturellen Selbstinszenierungen.

In Russland, einem Land in dem noch vor fünfzehn Jahren stabile Berufsintegrationsprozesse ganz selbstverständlich waren, glauben inzwischen nur noch 10% der Jugendlichen, dass für ihre Zukunft gute Bildungsabschlüsse oder eine Berufsausbildung wichtig seien (Schlott 1998, S.129). Und Tendenzen in diese gleiche Richtung gibt es auch bei uns längst – wenn auch weit weniger extrem. Aber wahrgenommen werden diese Tendenzen meist nicht in ihrem eigentlichen Kern, sondern nur in ihren Erscheinungsformen, z.B. als sinkende Lernbereitschaften, sinkendes Engagement, wachsende Disziplinschwierigkeiten o.ä.. Wenn wir gegen solche Erscheinungsformen angehen wollen, und - nach den Klagen aus der Praxis zu urteilen - scheint das ein ganz zentrales Ziel zu sein, dann müssen wir auch die dahinterstehenden Beweggründe ernst nehmen, nämlich eine oft diffuse Suche nach *subjektiv* realitätsgerechteren Bewältigungsstrategien als den von Erwachsenen propagierten.

3. Suchen-Lernen als zentrale Bewältigungskompetenz

Wir leben heute in einer Gesellschaft, in der Erwachsene zwar nach wie vor jungen Menschen sagen, wo's lang gehen *soll* im Leben. Wo es aber mit guter Aussicht auf Erfolg tatsächlich auch lang gehen *kann*, das vermögen sie immer weniger zu sagen. Und trotzdem treten sie jungen Menschen gegenüber immer wieder als Besserwisser auf. In all unseren Erziehungs- und Bildungseinrichtungen ist bis heute eine Kultur der Besserwisser institutionalisiert, die belehren und Ratschläge geben will, die entscheidet, was richtig oder falsch, gut oder schlecht ist. Und die oft gar nichts mehr zu sagen weiß, wenn sie nichts besser weiß – und dann trotzdem, selbst in solchen Situationen, lieber doch noch einen Ratschlag gibt (der dann nicht selten mehr Schlag als Rat ist!).

Diese hierarchisch angelegte Besserwisserkultur hat aber – so eine meiner zentralen Thesen – unweigerlich ausgedient. Was wir dagegen brauchen, das ist eine solidarisch angelegte Kultur des Suchens, des Ersinnens von Zukunft, wie der französische Sozialphilosoph André Gorz formuliert: „Weil die alte Ordnung nicht mehr fort dauern kann und keine andere Ordnung in Sicht ist, muss Zukunft in größerem Maße erdacht werden, als es bisher der Fall war.“ (Gorz 1983, S.11) Mit allen fünf Sinnen geht es darum zu lernen, produktiv mit eigenen Erfahrungen, mit der eigenen Wahrnehmung von Realität umzugehen. Das ist was fundamental Verschiedenes als das, was ihnen allen geläufig ist – und sei es in Redensarten wie der folgenden: „Wenn du was kritisiert, dann musst du eine Alternative haben. Sonst halt die Klappe!“ Wie gängig ist diese Haltung, gerade von Erwachsenen zu Nicht-Erwachsenen.

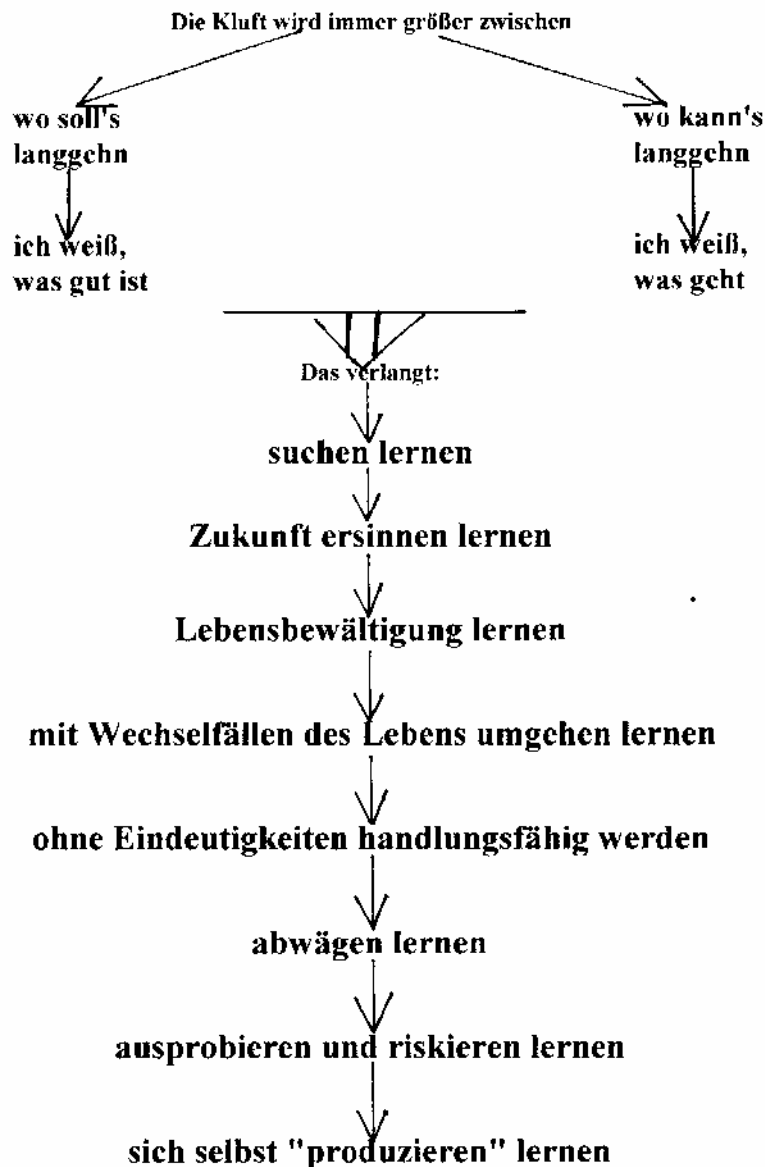
Dazu ein kleines Beispiel:

Vor einigen Jahren habe ich mit einer Studentengruppe ein Projekt in einer Hauptschulabschlussklasse gemacht. Und dabei schilderte die Lehrerin ihre verzweifelten Bemühungen, zwei türkische Jungen wieder zum regelmäßigen Schulbesuch zu veranlassen. Die Jungen waren eigentlich sehr gut gewesen, fehlten aber in letzter Zeit so häufig, dass das Erreichen des Schulabschlusses ernsthaft gefährdet war. Als wir die beiden dann doch einmal antrafen, sprachen wir sie darauf an: Sie erklärten: Wir haben die Chance, eine Lehrstelle zu bekommen, wenn wir bereits jetzt in der Firma, in der einer der Väter beschäftigt ist, sechs Stunden pro Tag für wenig Geld arbeiten. Und mit unserem türkischen Pass kriegen wir solch eine Chance nicht wieder. Deshalb riskieren wir dafür sogar den Schulabschluss. Obwohl wir nicht einmal wissen, ob die Firma ihr Versprechen wirklich hält.

Wer maßt sich an, diesen Jungen zu sagen, was richtig ist? Aber das Verkehrteste wäre ganz sicher, dann gar nichts zu sagen oder nur: „Das müsst ihr selber wissen!“ Diese Jugendlichen brauchen Begleitung und Unterstützung bei Ihrem Abwägen und Weiterreflektieren von Risiken und Chancen, brauchen kommunikativen Austausch und soziale Anteilnahme beim Bewältigen dieses Risikos – auch, ja, *weil* ihnen letztlich niemand diese Entscheidung abnehmen kann. Wo können sie das aber finden – statt kluger Ratschläge oder ratlosem Schweigen?

Nicht, wer angeblich ganz genau weiß, wo es für ihn oder sie langgeht, erweist sich in der heutigen Zeit als lebensstüchtig, sondern weit mehr der- oder diejenige, die Fähigkeiten entwickelt und erworben haben - im Sinne des angeführten Zitates von André Gorz - ihre Zukunft möglichst fundiert und produktiv zu ersinnen, also mit allen fünf Sinnen Wege in die eigene Zukunft zu suchen - wohl wissend, dass es *den* goldenen Weg zum Heil nicht gibt, und dass es zum Suchen wesensmäßig dazugehört, etwas auszuprobieren und zu riskieren, Prioritäten mal so und mal so zu setzen, Energien mal hier und mal da zu konzentrieren, mal engagiert zu sein und sich mal Mühe und Ruhe zuzugestehen. Und zum Suchen gehört auch, Bögen, Kurven und Umwege zu gehen, Wege zu probieren, die sich als Sackgassen erweisen oder wo man stecken zu bleiben oder zu versinken droht.

Das Ende der Besserwisser



Gelingende Lebensbewältigung heißt für junge Menschen heute - von ganz kleinen privilegierten Minderheiten vielleicht abgesehen - nicht mehr, gradlinige und in sich stringente Erwerbsbiographien zu entfalten und sich darüber zu definieren, sondern eine Lebensentfaltung unter Einschluss bruchhafter Erwerbsbiographien hinbekommen zu müssen. Das setzt zum einen ganzheitlichere als bloß berufsfixierte Lebensorientierungen voraus. Zum zweiten verlangt das die Abkehr von der als bislang selbstverständlich geltenden absoluten Priorität berufsorientierter Handlungs- und Entscheidungsprozesse. Dauerndes Abwägen und Ausloten von Prozessen in unterschiedlichen Lebensbereichen gegen- und miteinander ist ein typisches Kennzeichen dafür, ebenso das dauernde Umgehen mit dem Wissen "Ein 'richtig' gibt es nicht, so sehr ich mich vielleicht auch danach sehne" und "Wenn ich die eine Chance nutze, muss ich auch fast immer gleich andere Chancen fallen lassen."

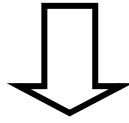
Lebensbewältigung
heißt:
**Handlungskompetenzen
und Entscheidungsstrategien
zur Lebensentfaltung entwickeln**
**unter Bedingungen der *Ungewissheit*,
des *Nicht-Wissens*.**

4. Von beruflichen zu ganzheitlicheren Lebensentwürfen - eine Aufgabe lebensweltorientierter Jugendberufshilfe

Wenn Schule und Berufsförderung immer weniger, ja teilweise kaum noch in der Lage sind, in die Arbeitswelt überzuleiten, dann müssen sie daraus endlich ihre Konsequenzen ziehen und ihre Zielrichtung neu definieren. Sonst entfernt sich die Realität immer mehr von dem, was in Konzepten und Selbstverständnissen beschworen wird. Schon 1997 kam eine Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts - immerhin eines fast halbstaatlichen Instituts - zu dem Ergebnis, dass durch Maßnahmen im Rahmen der Benachteiligtenförderung ca. ein Drittel der Teilnehmenden eher lebensunfähiger und noch chancenärmer würden, bei ungünstiger regionaler und konjunktureller Situation sogar bis zu 2/3. (Vgl. Lex 1997, S.321f.) Während vor gut 30 Jahren in Zeiten der Vollbeschäftigung maximal 100 000 Menschen - aus allen Generationen zusammen - als nicht fit für den Arbeitsmarkt galten (und deshalb vielfach als Bodensatz der Arbeitslosenstatistik bezeichnet wurden), wird diese Zahl inzwischen vielfach auf ein bis zwei Millionen geschätzt. Die Menschen sind aber nicht so viel unfähiger geboren, sondern sie wurden in den letzten Jahrzehnten dazu gemacht.

Eine Alternative zur bisherigen Entwicklung kann es nur dann geben, wenn man endlich wieder runterkommt von dem „Arbeit, Arbeit, Arbeit“ um jeden Preis, sondern, wenn man die Funktion von Arbeit für die Menschen wieder in den Blick nimmt. Erwerbsarbeit ist *Medium* zum Leben, sie ist nicht identisch mit dem Leben. Diesen Unterschied zu beachten ist gerade wichtig in Zeiten, in denen längst nicht alle Menschen gesellschaftliche Teilhabe und ein menschenwürdiges Leben über Integration in Erwerbsarbeit erreichen können. Dass trotzdem zum Leben in unserer Gesellschaft nichts so wichtig ist wie die Integration in Arbeit, ist dann das *Problem*, nicht die *Lösung*. Es geht mir also nicht um traumtänzerische Idealisierungen eines Lebens ohne Arbeit. Sondern es geht mir darum, wie es Menschen gelingen kann, Brüche in ihren Erwerbsbiographien möglichst unbeschädigt zu überstehen und notfalls auch ohne stabile und dauerhafte Integration ins Arbeitsleben Möglichkeiten und Wege für ein lebenswertes Leben zu finden. Und mir geht es darum, wie Pädagogik die Chancen dafür vergrößern kann.

Arbeit ist *nicht* das ganze Leben



Arbeit ist das zentrale *Medium* zum Leben

(... und wer der Arbeit *alles* unterordnet, handelt sehr riskant)

Unbedingt *obenan* stehende Ziele:

- lebenswürdiges und menschenwürdiges Leben
- Entfaltung des eigenen Lebens
- Gesellschaftliche Teilhabe

Zentraler Weg dahin:

Fit machen für ein Leben, in dem Arbeit zentral,
aber gleichzeitig nicht selbstverständlich ist



lebensweltorientierte Jugendberufshilfe

Eine solche, lebensweltorientiert statt arbeitsmarktfixiert ausgerichtete Förderung beruflicher Integration hätte dann *gesellschaftliche Teilhabe* als zentrales Ziel anzustreben – und dabei einzukalkulieren, dass es hin zu diesem Ziel nicht nur den einen einzigen Heilsweg durch das Nadelöhr des Arbeitsmarktes gibt und geben darf. Wenn gesellschaftliche Teilhabe das Ziel ist, dann muss die Jugendberufshilfe auch einen Weg beschreiten, der in erster Linie *fit machen soll für's Leben*, für ein Leben, in dem noch ganz viel unüberschaubar und nicht einkalkulierbar ist – nicht zuletzt die Chancen und Möglichkeiten zu beruflicher Integration natürlich. Und sie muss dabei berücksichtigen, dass die *Schlüssel* zu gesellschaftlicher Teilhabe in mancherlei Hinsicht sehr verschieden sind, je nachdem, ob man nun tatsächlich auf eine stabile Integration ins Er-

werbsleben aufbauen kann - oder ob man das nicht kann. Was für Erwerbstätige scheinbar selbstverständlich ist, das erweist sich für erwerbsmäßig nicht Integrierte oft als Problem, als Hürde oder Blockade. Denn gesellschaftliche Teilhabe ist bei ihnen offenbar zumeist von ganz anderen Schlüsselfaktoren abhängig als bei Berufsintegrierten. An drei Aspekten will ich das verdeutlichen:

Schlüssel zu gesellschaftlicher Teilhabe

<i>Mit stabiler Erwerbsarbeit als Grundlage</i>	<i>Ohne stabile Erwerbsarbeit als Grundlage</i>
<p>Zugehörigkeit wird primär <i>strukturell</i> über den erreichten sozialen Status geschaffen</p> <p>Belohnung und Entlohnung erfolgen primär abstrakt durch Geld, durch Lohn</p> <p>Lebensentfaltung erfolgt primär durch jeweils (rollen-)spezifische Aktivitäten in <i>inselhaft</i> existierenden Lebensbereichen</p>	<p>Zugehörigkeit wird primär <i>erfahrungsgeprägt</i> über die <i>Qualität</i> sozialer Beziehungen im eigenen Umfeld geschaffen</p> <p>Belohnung und Entlohnung erfolgen primär durch personal vermittelte Anerkennung und Wertschätzung - und als Mix aus nichtmateriellen und materiellen Anteilen</p> <p>Lebensentfaltung erfolgt primär in <i>zusammenhängenden</i> und von personalen Beziehungsgeflechten getragenen Lebenswelten</p>

Wenn das stimmt, was ich in dieser Übersicht zusammengefasst habe, dann heißt das für eine lebensweltorientierte, für eine aktivierende Jugendhilfe vor allem: Aktivitäten und Maßnahmen zur Förderung junger Menschen - und speziell gerade auch Aktivitäten zur Förderung von deren beruflicher Integration - hätten darauf zu zielen, dass diese einen *Eigensinn* für die Jugendlichen haben. Sie müssen für sich und aus sich heraus Sinn machen - und nicht nur dann, wenn anschließende Übergänge gelingen. Und dieser Eigensinn muss das *Herz* des Vorhabens sein, nicht in erster Linie bloß Motivierungstrick zum Fit-Machen für die Arbeitswelt oder Nebeneffekt im Sinne von: "Irgendwie hat es mir ja auch was gebracht, auch wenn ich keine Arbeit gefunden habe!" Drittens kann dieser Eigensinn nicht irgendwo, sondern letztlich nur lebenspraktisch in den *eigenen* Lebenswelten realisiert werden - also weder dadurch, dass für die Schrottkiste gear-

beitet wird oder Gebrauchswerte für den privaten Gebrauch geschaffen werden, (etwa CD-Ständer fürs eigene Zimmer), noch durch Arbeiten für den nützlichen Gebrauch in fremden Welten (also etwa für das Schulcafe in einem ganz anderen Stadtteil).

Im Unterschied zur konventionellen arbeitsmarktfixierten Jugendberufshilfe, deren Erfolg mit ihren Vermittlungsquoten steht und fällt, erreicht lebensweltorientierte Jugend(berufs-)hilfe gesellschaftliche *Teilhabe* für ihre Zielgruppen am besten dadurch, dass sich ihre Jugendlichen in ihrem *eigenen* sozialen Umfeld erlebbar nützlich zu machen versuchen, zur Förderung der Lebensqualität *dort* - und nicht irgendwo, wo sie sonst nie hinkommen - und wo es kaum jemand von den Menschen mitbekommt, mit denen sie sonst im Alltag zu tun haben. Denn nur dort, in den *eigenen* Alltagswelten, gibt es reelle Chancen, mit eigenen Leistungen auch tatsächlich immer eigene Nützlichkeit zu erleben, dadurch entsprechende soziale Anerkennung zu erfahren und soziale Zugehörigkeit wachsen zu sehen. Das ist zwar auch - aber weniger - eine Frage der konkreten Standorte etwa von berufsfördernden Maßnahmen. Viel wichtiger ist demgegenüber, inwieweit jeweils Teilnehmerinnen und Teilnehmer zusammen kommen, die sich bereits kennen, die bereits miteinander sozial vernetzt sind und die gemeinsame lebensweltliche Bezüge haben. Am allerwichtigsten aber ist, ob das, was dann im Rahmen solcher Aktivitäten und Maßnahmen an Gebrauchswerten geschaffen wird, dann auch tatsächlich innerhalb ihrer *eigenen* sozialen Erfahrungs- und Lebenswelten genutzt werden wird.

Das war relativ grundsätzlich und damit auch relativ abstrakt. Deshalb das Ganze konkreter: Nehmen Sie das altbekannte Beispiel der Schaffung oder Renovierung von Spielplätzen durch sogenannte "Maßnahme"-Jugendliche in der Jugendberufshilfe: Es macht - gerade für junge Menschen mit schlechten Aussichten - einen Riesenunterschied, ob sie nur abstrakt wissen, wofür ihre Leistung gut ist (und vielleicht irgendwann einmal ein Zeitungsartikel darüber erscheint), oder ob sie ganz konkret von der Mutter nebenan, von der Bäckersfrau an der Ecke - oder von den alten Leuten gegenüber, die sich sonst nur immer über ihren Lärm beschwerten - Anerkennung und Lob erfahren, wenn ihre Leistung in *ihrem* Alltag präsent ist und wenn man immer wieder daran erinnert wird. Und stellen sie sich dann weiter vor, diese Jugendlichen wären vielleicht vorher schon in ihrer eigenen Wohnumgebung von Tür zu Tür gegangen, um zu erfahren, welche Erwartungen und Wünsche es für den Spielplatz gibt - um dann erst zu planen. Das würde in ihren eigenen Alltagswelten ein Stück mehr Lebensqualität und ein Stück mehr Milieuqualität schaffen - und das durch Jugendliche, die sonst oft angeblich zu nichts zu gebrauchen sind. Und es würden dabei sicherlich - jenseits aller gängigen Defizitzuschreibungen - eine Reihe interessanter Stärken und relevanter Kompetenzen der Alltagsbewältigung ihren Ausdruck finden. - In Schweden, in Norrköping, etwa hat sich vor einigen Jahren ein Schulverweigererprojekt in einem extrem belasteten Wohnquartier zunächst einmal darauf konzentriert, vorhandene Konfliktbewältigungskompetenzen dieser Jugendlichen für Deeskalationsprozesse in ihren Alltagswelten zu aktivieren. Hier ging es also mal um soziale Kompetenzen, erst einmal gar nicht um handwerkliche oder technische Kompetenzen. Und in jenem Fall hat dann sogar ein benachbarter Großbetrieb zugesagt, anschließend diejenigen zu übernehmen, die das Projekt durchhalten.

Denn mit Recht konnte er bei denen besondere soziale Kompetenzen erwarten. (Schulen der zweiten Chance 1998, S.26)

Lebensweltorientierte Förderung beruflicher Integration - Leitidee für ein Modellprojekt -

Man stelle sich vor, ein Projekt zur Förderung der Berufsintegration junger Menschen wäre mal nicht irgendwo angesiedelt oder tätig, sondern genau in dem Wohnquartier, aus dem alle Teilnehmer einer solchen Maßnahme kommen. Dort kennen sie sich aus und fühlen sich zu Hause. Und Ziel eines solchen Projektes wäre es nicht, irgend etwas herzustellen, was *irgendwo* gebraucht wird, sondern etwas, was *genau dort* gebraucht wird, wo sie leben. Und die Jugendlichen selbst würden in Gesprächen mit dort lebenden Menschen herauszufinden suchen, wie sie dort mit eigenen Leistungen die Lebensqualität verbessern könnten. Solche Leistungen könnten materieller oder auch nichtmaterieller Natur sein. Unterstützt würden sie dabei von Sozialarbeitern, Berufspädagogen und Handwerkern. Und diese würden auch darauf achten, dass es tatsächlich um *zusätzliche* Leistungen geht, nicht um eine kostengünstigere Erledigung der Pflichtaufgaben anderer Stellen.

Solch ein Projekt würde u.a. verlangen, ausgiebig danach zu forschen, welche Kompetenzen und Fähigkeiten die Jugendlichen bereits mitbringen, die in ihrem Wohnumfeld vielleicht sinnvoll gebraucht und eingesetzt werden könnten: Vielleicht Fähigkeiten im Umgang mit technischen Geräten, vielleicht Organisationsfähigkeiten, vielleicht musikalische oder andere künstlerische Kompetenzen, vielleicht Kompetenzen der Konfliktbewältigung - oder vielleicht sogar Kompetenzen zur Verbesserung der Lebensqualität "Sicherheit".

In einem solchen Projekt könnten sich junge Menschen gleichzeitig wichtige Lebenstechniken für den Alltag aneignen und wichtige Kompetenzen für die Arbeitswelt einüben. Vor allem aber würden relativ unabhängig von ungewissen Erfolgen auf dem Arbeitsmarkt Erfahrungen konkreter Nützlichkeit, konkreten Gebrauchtwerdens aufgebaut. Der soziale Status, die soziale Zugehörigkeit, das Selbstwertgefühl und die Persönlichkeit der Jugendlichen würde dadurch gestärkt - selbst, wenn es danach noch nicht klappt mit einem richtigen Job.

In solch einem Projekt würde produktiv zusammengehören und miteinander verbunden, was sonst scheinbar kaum zueinander zu bringen ist, nämlich

Leben und Arbeit,
materieller und sozialer Anreiz,
berufsbezogene und soziale Integration,
Kommunikation und Leistung,
Anstrengung und Spaß.

Einige der eben nur ganz kurz angerissenen Aspekte sind inzwischen - jedenfalls vom Anspruch her - in der Sozialen Arbeit kaum noch strittig, andere aber sind bestenfalls seltene Ausnahme. Insgesamt ist aber die Jugendberufshilfe, ist die Förderung beruflicher Integration noch sehr weit

von solchen Ansprüchen entfernt, nicht zuletzt natürlich unter dem Druck ihrer Finanzgeber aus der Arbeitsverwaltung. Aber gerade die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen demonstrieren andererseits, wohin die immer striktere Ausrichtung auf angebliche Sachzwanglogiken führt - Sachzwanglogiken, die letztlich im Kern nichts anderes sind als verschleierte Machtzwanglogiken.

Zentrale Ziele einer Förderung junger Menschen im Sinne einer aktivierenden lebensweltorientierten Jugendsozialarbeit und Jugendberufshilfe (statt im Sinne der aktuell propagierten aktivierenden Arbeitsmarktpolitik) - wären dagegen insbesondere:

Aktivierende **lebensweltorientierte Jugendsozialarbeit**

Zentrale Ziele:

- **Qualifizierung vorhandener sozialer Netze und sozialer Zugehörigkeiten,** *statt immer mehr Mobilität*
- **Erweiterung soziokultureller Kompetenzen** *statt Beschränkung auf das (Erwerbs)-Arbeitsvermögen*
- **Ansetzen an vorhandenen Stärken** *statt an Defiziten*
- **Integrationsbemühungen innerhalb der eigenen Lebenswelten** *statt Verinselung von Lebenswelten*
- **Verwurzelung von Entwicklungsprozessen in den eigenen Lebenswelten** *um dort auch deren Resonanz zu erleben*
- **gebrauchswertorientiertes Lernen und Arbeiten für das eigene soziale Umfeld** *um dort Anerkennung zu erfahren, wo einem das am wichtigsten ist*
- **lebensweltorientierte Beteiligung an Planungen** *um kommunikative Schlüsselkompetenzen im Alltag zu fördern*

Nur, wenn sich Jugendhilfe *nicht* von einer arbeitsmarktfixierten aktivierenden Arbeitsmarktpolitik vereinnahmen lässt, dann kann es ihr gelingen, gleichzeitig die Entwicklung junger Menschen, deren gesellschaftliche Teilhabe *und* deren Qualifizierungsprozesse zu fördern, statt mit einer aktivierenden Arbeitsmarktpolitik die so Aktivierten immer eindringlicher auf die Klippen eines Arbeitsmarktes ohne Arbeit zuzutreiben - und ihnen dann immer wieder selbst die Schuld zuzuschreiben, wenn sie dort abstürzen. Das allerdings setzt - nicht zuletzt - auch voraus, Jugendhilfe und deren grundlegenden Zielsetzungen nicht ausschließlich zu denken in den eingefahrenen Gleisen herkömmlicher hochspezialisierter versäulter Strukturen - zumal heute, da immer mehr Bausteine dieses versäulten Systems wegzubrechen drohen. Gerade die Jugendberufshilfe demonstriert deutlich wie kaum ein anderer Bereich, dass in Zeiten der Entstrukturierung von Lebensphasen und Lebenswegen junger Menschen all jene Angebote von Arbeitsmarktförderung und Jugendhilfe immer fragwürdiger werden, die sich voll und ganz auf die konventionelle Struktur erwerbszentrierter Verläufe von Normalbiographien beziehen. Solch eine Jugendhilfe gerät in immer größere Gefahr, im Anschluss an Schule junge Menschen so zu prägen, dass sie schließlich tatsächlich "dem Leben nicht gewachsen" zu sein scheinen.

Eine aktivierende, eine lebensweltorientierte Jugendhilfe - als Gegenkonzept zur aktivierenden Arbeitsmarktpolitik -, macht das *Streben* nach Integration in die Arbeitswelt natürlich nicht unwichtiger. Das würden im Übrigen auch die allermeisten Betroffenen gar nicht wollen. Und das wäre auch in unserer erwerbszentrierten Gesellschaft viel zu riskant. Sie macht allerdings die *Wirksamkeit* von Fördermaßnahmen und Förderungsprozessen weniger *abhängig* von Erfolgen auf einem letztlich kaum beeinflussbaren Arbeitsmarkt. Und damit weist sie nicht zuletzt auch einen Weg aus der Sackgasse chronischer Hilflosigkeitsgefühle in der Jugend(berufs-)hilfe.

5. Zentrale konzeptionelle Dimensionen lebensweltorientierter Förderung beruflicher Integration

Lebensweltorientierte Förderung beruflicher Integration zielt auf die Förderung von Lebensentfaltung und Lebensbewältigung unter Bedingungen, in denen gelingende berufliche Integration zwar ungeschmälert wichtig, in denen deren tatsächliche Realisierung aber immer ungewisser geworden ist. Das Konzept der *lebensweltorientierten* Förderung (vgl. Krafeld 2000, S.113-203; Krafeld 2001) versteht sich damit als Alternative zu konventionellen *arbeitsweltfixierten* Konzepten zur Förderung beruflicher Integration und will die Bedingungen und Zusammenhänge des Aufwachsens *insgesamt* in den Blick nehmen. In Zeiten der Erosion konventioneller Normalbiographien und der Entstrukturierung biographischer Verläufe geht es letztlich nur, wenn auf die lebensweltlichen Zusammenhänge des Aufwachsens der jeweiligen Zielgruppen *umfassend* Bezug genommen wird - und nicht nur arbeitsteilig auf entsprechend institutionalisierte Angebote. Nur so kann letztlich auch in der aktuellen Krisensituation wirklich präsent bleiben, dass Er-

werbsarbeit nicht mit dem Leben *identisch*, sondern nicht mehr und nicht weniger ist als das bei weitem wichtigste *Medium* zum Leben, zur Lebensentfaltung in unserer Gesellschaft.

Lebensweltorientierte Pädagogik geht damit - im Unterschied zu der vorherrschenden Praxis des Umgangs mit Arbeitsmarktrisiken - durchgängig von einem *unveräußerlichen* Recht *aller* Menschen auf Lebensentfaltung und menschenwürdigem Leben aus (nicht nur aller über Erwerbsarbeit abgesicherter Menschen!) und sucht nach Wegen, diese unter *heutigen* Bedingungen praktisch zur Geltung zu bringen und zu entfalten. Ihr zentraler Ansatzpunkt sind dabei die vorhandenen Fähigkeiten ihrer Zielgruppen, mit denen sie sich ausgehend von ihren eigenen Lebenswelten nützlich machen sollen im Sinne einer Steigerung der Lebensqualität dort, wo sie selbst leben oder leben wollen.

Einige Teilaspekte dieses Grundverständnisses sind längst weit verbreitet, andere selten oder so gut wie gar nicht. Lebensweltorientierung in dem beschriebenen Sinne setzt aber letztlich die produktive *Kombination* von sechs grundlegenden konzeptionellen Leitbildern voraus, nämlich von

- Lebensweltorientierung
- Produktorientierung
- Empowerment
- Soziale Vernetzung
- Förderung gesellschaftlicher Teilhabe und
- Subjektorientierung.

Dort, wo *alle* diese Leitbilder zusammen wichtig genommen werden (und nicht nur einige davon), da schaffen sie ein Lern- und Handlungsfeld, in dem sich Praxis lebensweltorientierter Pädagogik produktiv entfalten lässt. Grafisch lässt sich das zur Verdeutlichung so darstellen:

Lebensweltorientierung

Produktorientierung

Empowerment

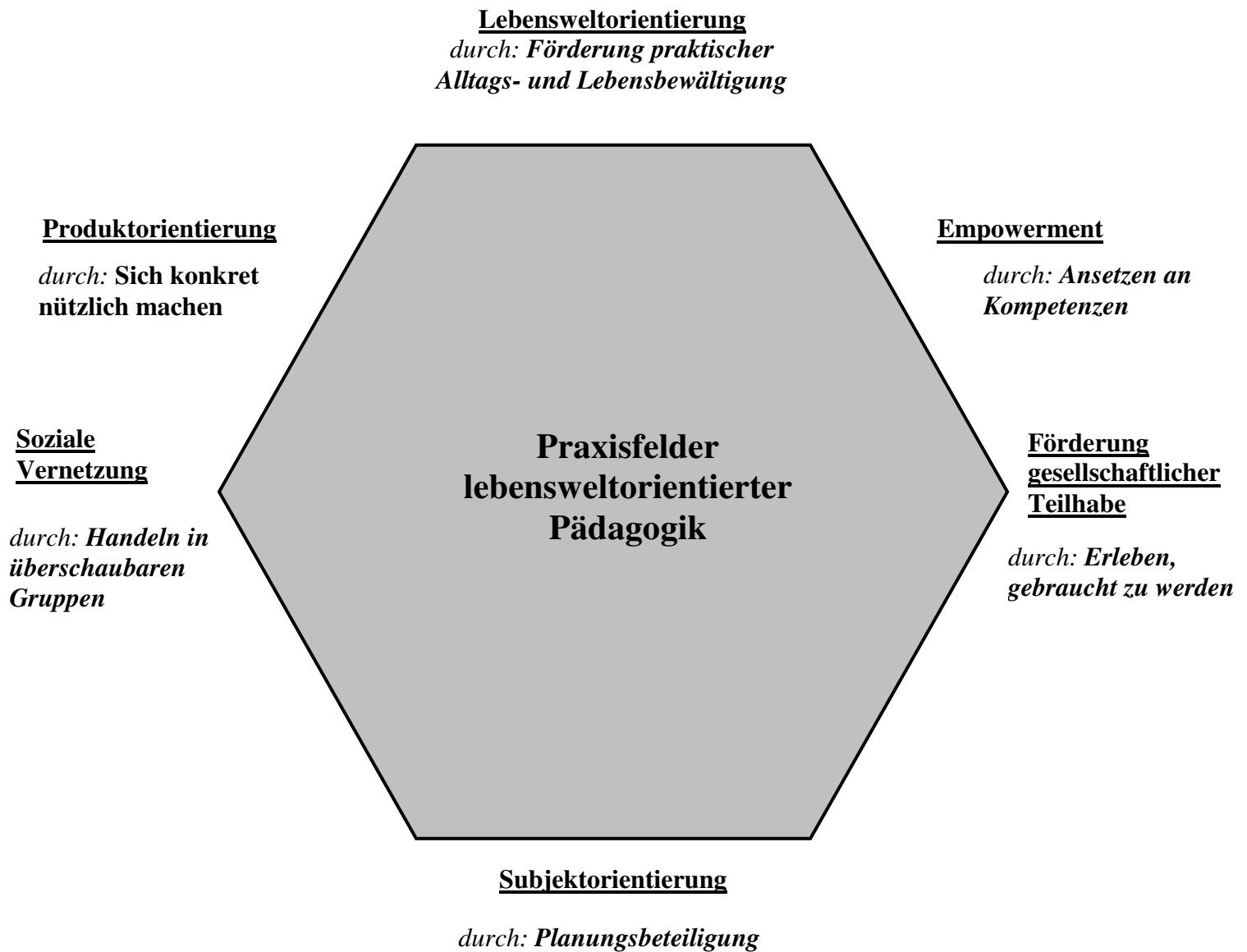
**Praxisfelder
lebensweltorientierter
Pädagogik**

Soziale Vernetzung

**Förderung gesell-
schaftlicher Teilhabe**

Subjektorientierung

Alle sechs in diesem Schaubild miteinander verknüpften konzeptionellen Leitbilder implizieren bestimmte Schlussfolgerungen für die Praxis, von denen sich jeweils eine als besonders zentral herausheben lässt



Wichtig zu betonen bleibt abschließend, dass Lebensweltorientierung keineswegs bedeutet, sich auf *angestammte* Lebenswelten zu konzentrieren oder zu beschränken. Das gilt heute gerade für die Arbeit mit jungen Menschen aus extrem belasteten Milieus und Lebenszusammenhängen. (Vgl. Kronauer 1999) Denn deren Chancen sind innerhalb jener Zusammenhänge oft besonders begrenzt. Ein Wechsel in andere Lebenswelten kann also gerade bei ihnen auch viele neue Chancen und Möglichkeiten eröffnen. Voraussetzung dafür ist aber, dass tatsächlich - subjektiv wie objektiv - neue komplexe lebensweltliche Zusammenhänge wachsen, dass junge Menschen also nicht nur irgendwo *raus* kommen, sondern auch irgendwo anders *ankommen* und Fuß fassen. (Die gegenwärtig üblichen Vorstellungen und Praktiken von Mobilität und Flexibilität leisten aber gerade das meist nicht!) Der Wechsel in neue Lebenswelten fördert meist nur dann gelingende Lebensbewältigung und befriedigende Lebensentfaltung, wenn sie so sehr die eigenen Chancen verbessern, dass sie es wert scheinen, damit immer auch verbundene Risiken einzugehen.

Literatur:

- Alheit, Peter/Glaß, Christian: Beschädigtes Leben. Soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher. Frankfurt 1986.
- Böhnisch, Lothar: Gespaltene Normalität. Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim 1994.
- Galuske, Michael: Das Orientierungsdilemma. Jugendberufshilfe, sozialpädagogische Selbstvergewisserung und die modernisierte Arbeitsgesellschaft. Bielefeld 1993.
- Galuske, Michael: Lebensweltorientierte Jugendsozialarbeit. In: Grunwald, Klaus / Thiersch, Hans (Hrsg.): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim 2004, S.233-246.
- Galuske, Michael: "Fördern und Fordern" Anmerkungen zur Sozialen Arbeit im "aktivierenden Sozialstaat". 26.Tübinger Sozialpädagogiktag: Freiwilligkeit und Zwang, 22./23.11.2002. www.uni-tuebingen.de/uni/sei/a-sozp/files/sozpaedtag/spt26VortragGaluske.pdf
- Gorz, André: Wege ins Paradies. Berlin 1983.
- Krafeld, Franz Josef: Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft. Eine Herausforderung an die Pädagogik. Opladen 2000.
- Krafeld, Franz Josef: Lebensweltorientierte Pädagogik in der Jugendhilfe. In: Jugend Beruf Gesellschaft, 52.Jg., H.1/2001a, S.20-25.
www.bagjaw.de/pub_jbg_1_2001/pub_jbg_1_2001.html
- Krafeld, Franz Josef: Jungen und junge Männer – Jungensozialarbeit. In: Handbuch Jugendsozialarbeit. Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisation. Hrsg.: Fülbier, Paul/ Münchmeier, Richard. Münster 2001b, Bd. 1, S.559-570.
- Krafeld, Franz Josef: Noch immer: Arbeiten und die Familie ernähren? Berufs- und Lebensorientierung von Jungen als Thema und Aufgabe der Jugendsozialarbeit. In: "(K)ein Job - und was dann?" Berufliche und biographische Optionen junger Frauen und Männer. Ergebnisse und Handlungsempfehlungen des Fachtags am 27.11.2002 in Stuttgart. Hrsg.: Sammet, Ulrike/Neubauer, Gunter. Tübingen 2003, S.12-17.
www.radix.ch/d/data/data71.pdf
- Krafeld, Franz Josef: Lebensweltorientierte Jugend(berufs-)hilfe. Alternative zur aktivierenden Arbeitsmarktpolitik ohne Arbeit. In: sozialexta, 28.Jg., H.1/2004, S.20-24.
- Krafeld, Franz Josef: "Hartz" und die Folgen für die Wege ins Berufsleben. In: sozialexta, 29.Jg., H.2-3/2005, S.35-38. etwas ausführlicher: www.proarbeit2004.de/krafeld.htm
- Kronauer, Martin: Die Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft. Eine Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch. In: SOFI-Mitteilungen Nr.27/1999, S.7-14.
- Lex, Tilly: Berufswege jugendlicher zwischen Integration und Ausgrenzung. Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit, Bd. 3. Hrsg. Deutsches Jugendinstitut München. München 1997.

Schäfers, Michael: Zukunft der Arbeitsgesellschaft - Sozial Benachteiligte auf dem Weg wohin?

www.kab.de/kabcd/ZukunftArbeitsgesellschaft.pdf

Schulen der zweiten Chance. (1998) Bekämpfung der Ausgrenzung durch allgemeine und berufliche Bildung. Hrsg. Europäische Kommission, Brüssel.